Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **6. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **J. Schmeidler** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Landbriefträger, sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 4.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **25. Januar 1902** **Bremen.**

Inhalt: Christliche Bedenklichkeit. Von S. — Zum Problem der Bergpredigt. Von B. Schenkel. — Die Sachsen im Siebenbürger Lande. Von Aug. Kind. — Von der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung, dem Muster unserer Gemeinde- und Synodal-Ordnung. Von J. Haupt. — Kirche und Kirchenbau. Von Sulze. — Eingesandt. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Aufruf. — Anzeigen.

Christliche Bedenklichkeit.

Luc. 14, 28—33. Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann es nicht hinausführen, Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten und sagen: dieser Mensch hob an zu bauen und kann es nicht hinausführen. Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andern König und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könne mit Zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit Zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Botschaft, wenn jener noch ferne ist, und bittet um Frieden. Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein.

Unmittelbar an die Worte, welche die allergrößte Rücksichtslosigkeit in der Nachfolge Jesu forderten, schließen sich die obigen, welche die Bedenklichkeit und Vorsicht nicht stark genug schildern können, die dabei nötig ist. An sich sind die Worte nicht schwer auszulegen. So mancher unvollendete Kirchturm ist ein Denkmal der menschlichen Schwäche, der die Kraft des Glaubens und der Liebe ausgegangen ist. So manche Niederlage christlichen Lebens ist verschuldet durch die Überschätzung der eigenen Kraft von Seiten dessen, der einen Kampf angefangen hat. Solcher Mangel an besonnener Selbstprüfung, solche Voreiligkeit in der Schätzung der entgegenstehenden Schwierigkeiten bringt teils Spott teils Schaden, und darunter leidet immer die gute Sache.

Es fragt sich nur, was Jesus mit dieser ernsten Mahnung eigentlich will. Von seiner Nachfolge, die doch eine rücksichtslos zu erfüllende Pflicht sein soll, ist jedenfalls auch hier die Rede. Schreckt er nicht hier davon viel mehr ab, als daß er dazu einladet, scheint er nicht der Menge zu sagen: überlegt es euch wohl! meine Nachfolge ist sehr schwer; ihr habt wohl kaum die Kraft dazu, und darum steht lieber davon ab!?

Die Beispiele, die Jesus braucht, zeigen, daß es sich bei der Nachfolge Jesu nicht bloß um Dinge handelt, die für jeden unerbittliche Pflicht sind, sondern auch um solche, die man freiwillig thun oder nicht thun kann. Jesu Jünger sein und allem absagen, das man hat, d. h. sein Herz an nichts anderes hängen als an die Sache des Evangeliums, das soll jeder; einen Turm bauen braucht nicht jeder, und einen Kampf anfangen, wo bisher keiner war, auch nicht. Versuchen wir uns die Sache klar zu machen aus den damaligen Verhältnissen und dann die Folgerungen für heute daraus zu ziehen.

Jesus hat doch wohl einen Unterschied gemacht zwischen denen, welche bereit waren, Vater und Mutter, Haus und Hof und Lebensberuf zu verlassen, um sich der Predigt des Evangeliums zu widmen und in die weite Welt hinauszugehen, und andererseits der großen Masse des Volkes, die er weder losreißen wollte noch konnte von den natürlichen Wurzeln ihres Daseins. Er hat von allen verlangt: ändert euren Sinn, glaubet an Gott, liebet euren Nächsten; aber er hat nur zu wenigen gesagt: folget mir nach, werdet meine Boten in der Welt! Daraus folgt, daß er christliche Gesinnung und ihre Bethätigung in jedem Stand und in jedem besonderen Fall des Lebens verlangt, daß es ohne lange Überlegung niemals erlaubt ist zu lügen, selbstsüchtig zu sein, seinen Begierden zu folgen; daß aber bei dem, was ein Mensch aus freien Stücken übernimmt, was er nicht braucht, wozu ihn bloß Neigung und Begeisterung treibt, jene vorsichtige Selbstprüfung, jene besonnene Abwägung seines Könnens und der vorhandenen Schwierigkeiten eintreten muß, ohne die jemand nur Spott und Schaden davonträgt.

Also, eine Gemeinde braucht ein Versammlungslokal zur Predigt des Evangeliums und zum Gemeindeleben; da muß jedes Opfer gebracht werden. Einen Turm braucht sie nicht unbedingt; will sie einen bauen, dann soll sie auf das Gewissenhafteste die Kosten überschlagen, sonst trägt sie Spott davon. Deine Verhältnisse, deine Pflichten führen dich in mancherlei Lebenslagen ohne deine Wahl; dann heißt es eben: nur frisch hinein ohne langes Bedenken, und bewähre dich als Christ. Hast du aber das Recht, Ja oder Nein zu sagen, dann hast du auch die Pflicht, auf das ernsteste zu prüfen, ob du unter diesen besonderen Verhältnissen, in die du nicht hinein **mußt**, die Kraft hast, dich als Christ zu bewähren. Es giebt Standesvorurteile, die sehr festgewurzelt sind und dem Christentum in seinem innersten Wesen widersprechen; man denke an das **Duell**! Wirst du stark genug sein, solchen Vorurteilen zu widerstehen? Sonst verzichte lieber auf den Soldatenstand. Es giebt Menschensatzungen, die nach alter Gewohnheit, aber oft nicht mehr im Einklang mit der Wahrheit beim Eintritt in bestimmte Ämter auferlegt werden; wirst du im stande sein, mit unverletztem Gewissen gegen sie anzukämpfen? Es giebt eine unterwertige Moral in Handel und Wandel, und viele handeln danach; wirst du als Kaufmann die Kraft haben, lieber Verluste zu tragen als sie zu befolgen?

Nicht das ist die Frage, ob du Christ sein willst oder nicht; sondern darum handelt es sich, daß du in Fällen deiner freien Wahl und Entscheidung jene ernste Prüfung eintreten läßt, ob du es habest hinauszuführen. Die Antwort auf die

erste Frage kann nur rücksichtslose Entschiedenheit sein; in Fällen der zweiten Art ziemt dem Christen vorsichtigste Bedenklichkeit.

S.

Zum Problem der Bergpredigt.*)

Die Rätsel der Bergpredigt liegen vor Augen in den beiden Reden bei Mathäus und Lucas. Man braucht nur die Seligpreisungen in den beiden Evangelien zu vergleichen. In dem einen Berichte preist Jesus die „Armen an Geist" selig; im anderen bei Lucas „die Armen"; hier die „Hungernden", dort die da „hungern und dürsten nach Gerechtigkeit." Das weist entweder auf zwei Quellenberichte, oder auf verschiedene Bearbeitung. Da Jesus aramäisch gesprochen hat, sind überhaupt seine Worte Übersetzungen, wie viel Ursprüngliches hat sich da wohl vom Urtext bis in das griechische Wort verloren? Höchst rätselhaft ist es auch, daß diese Rede bei Marcus fehlt. Der älteste Zeuge über das Marcusevangelium, Papias, sagt, daß in ihm die „Reden und Thaten" Jesu erzählt seien, da mußte ja solch eine Programmrede „besonders am Platze gewesen sein." „Sie ist ausgefallen", sagen die Einen, welche an einen Urmarcus glauben; „sie ist überhaupt nicht gehalten worden und konnte deßhalb auch nicht aufgenommen werden" behaupten Andere, welche dieses „Prachtstück einer Composition" erst in urchristlicher apostolischer Zeit als Gruppierung einzelner Worte Jesu, sogenannter Logia, entstehen lassen. Ein ganzes Heer von textkritischen, quellen-geschichtlichen und — um mit dem Verfasser zu reden — „begriffsgeschichtlichen" Fragen läßt sich da beschwören. Freilich der ungelehrte Bibelleser macht sich über das Alles wenig Sorgen er sieht die herrliche Perlenschnur von Sprüchen und frägt kaum danach, woher sie stammen; er hält sich an die Gedanken und freut sich, daß sie da sind. Wem aber der Sinn danach gelüstet, nach dem Ursprung dieser Spruchweisheit zu fragen, welche wohl einzig dasteht in der Litteratur aller Völker, die Einflüsse zu ergründen, welche aus diesem einst gesprochenen Wort ein geschriebenes gemacht haben, dem sei diese Schrift bestens empfohlen. Sie löst nicht alle Rätsel, aber sie ist doch ein guter Wegweiser durch das Wirrsal der Meinungen. Mit steigendem Interesse folgt man dem Verfasser auf den Wegen seiner Untersuchung, als deren Endresultat sich ergiebt, daß Mathäus die Worte Jesu mehr in der Form der Überlieferung darstellt, wie sie unter den palästinensischen Schülern Jesu fortlebte, während bei Lucas eine freiere Gestaltung zu Tage tritt, in welcher den Heidenchristen das Evangelium verkündigt wurde. Die „Herrensprüche" Jesu sind nach Heinricis Urteil „gewissermaßen griechisch neugeboren." Somit ist an ihrer jetzigen Form die Geistesarbeit derer, die im Namen Jesu auszogen, das Evangelium zu verkündigen, mit beteiligt." Die Untersuchungen des Verfassers sind sehr umsichtig geführt und reich an treffenden Beobachtungen.

B. Schenkel.

*) D. C. F. Georg Heinrici. Die Bergpredigt. Quellen-kritisch und begriffsgeschichtlich untersucht. Leipzig. 1900.

Die Sachsen im Siebenbürger Lande.

Es giebt heutzutage viele Fragen, die uns beschäftigen, viele Interessen, die uns bewegen, vielen Völkern wendet sich unsere Aufmerksamkeit zu und immer neue treten in unsern Gesichtskreis. Wir dürfen aber darüber Fragen, die uns nahe gehen, nicht außer Acht lassen und Volksstämme, die uns nahe stehen, nicht vergessen. So müssen bei aller herzlichen Teilnahme für die Los von Rom-Bewegung in Österreich unsere Blicke sich auch richten nach dem deutschen Gebiet im äußersten Osten der österreichisch-ungarischen Monarchie, haben die siebenbürger Sachsen Anspruch, daß wir treu ihrer gedenken. Obwohl ihre Zahl eine beschränkte ist, haben sie mit bewundernswerter Zähigkeit deutsches Wesen und deutsche Sitte sich bewahrt und tapfer die Grenzwacht auf weitabgelegenem Posten gehalten. Die Krone hat auf ihre unbedingte Zuverlässigkeit stets rechnen können und auch Ungarn kann auf ihre Staatstreue bauen. Dennoch haben sie schwere Kämpfe zu bestehen. Das hochgespannte Nationalitätsgefühl der Ungarn möchte gern auch in Siebenbürgen alles magyasieren und sucht ein Recht nach dem andern den dortigen Sachsen zu nehmen. Eine Politik kurzsichtig genug. Man sollte die deutschen Elemente dort als Bundesgenossen betrachten und sich erhalten. Denn die Gefahr, die Ungarn bedroht, sind nicht die siebenbürger Sachsen, sondern die Slaven, die von Osten her immer weiter vordrängen. Die Sachsen in Siebenbürgen sind gut evangelisch. So werden sie auch von Rom bedrängt und haben je länger je mehr unter seinem Übermut zu leiden, da man die Zeit für gekommen erachtet, auch im ungarischen Staate einen Vorstoß gegen den Protestantismus zu unternehmen. Der Kampf der Sachsen um die nationale Existenz hat wiederholt weite Kreise in Deutschland beschäftigt und ihre kirchliche Lage wird alljährlich durch die Gustav-Adolf-Tage, auf denen ihre Vertreter nie fehlen, in Erinnerung gebracht. Verschiedene hervorragende Persönlichkeiten Deutschlands, besonders aus Universitätskreisen, haben Siebenbürgen selbst aufgesucht und haben ausnahmslos sich in anerkennendster Weise über Land und Leute ausgesprochen. Ein Ausflug lohnt sich auch, man bringt wertvolle Eindrücke aller Art von dort zurück.

Die siebenbürger Sachsen blicken auf eine lange und wechselreiche Geschichte zurück. Die Zustände bei ihnen sind in Vergangenheit und Gegenwart kulturhistorisch von großem Interesse. Darstellungen davon sind überaus lehrreich, z. B. „Bilder aus dem Sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen" von dem siebenbürgischen Pfarrer Fronius, „Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der siebenbürger Sachsen" von Professor Kirchhoff, oder das schöne, reich illustrierte Sammelwerk über ein besonderes Gebiet: „Das sächsische Burzenland". Die siebenbürger Sachsen sind, wie auch ein fanatischer Ungar mir gegenüber einmal erklärte, ein tüchtiges Volk. Gewerbfleißig sind sie in den Städten, arbeitsam auf dem Lande. Bei allen Sorgen um die äußere Existenz und Wohlfahrt werden aber auch die höheren, geistigen Interessen gepflegt. Johannes Honterus hat einst der Reformation dort Bahn gebrochen. 1898 wurde das 400jährige Jubiläum seiner Geburt gefeiert. Professor Netoliczka hat damals in einer ansprechenden Schrift ein Lebensbild von ihm gezeichnet. Der Reformator Siebenbürgens hat auf gute Schulen großen Wert gelegt. Noch heute erfreuen sie sich von ihrer einfachsten bis zu ihrer höchsten Gestalt der liebevollsten Pflege und heben das Volk auf eine beachtenswerte Bildungsstufe. Das Geistesleben der Nation hat viele Früchte gezeitigt und eine reiche und vielseitige Litteratur hervorgebracht. In ihr fehlen auch, trotzdem das Volk hart zu ringen hat, Erzeugnisse der Poesie nicht. Fein und lehrreich sind die unter den durchsichtigen Buchstaben M. F. G. veröffentlichten Novellen, spannend verarbeitet Traugott Teutsch einen reichen Stoff in seinem historischen Roman: Georg Hecht, und der hochbegabte Dichter M. Albert, von dem namentlich sein Schauspiel: Die Flanderer am Alt, in weitere Kreise gedrungen ist, bietet in seinem Band Gedichte schöne Blüten echter Dichtkunst, auch der Lyrik.

Die siebenbürger Sachsen hängen an ihrer Heimat und an der deutschen Gesittung ihrer Väter. Die führenden Kreise sehen in der Erforschung der Vergangenheit und der Verbreitung der dadurch gewonnenen Ergebnisse ein Hauptmittel, den nationalen Sinn zu stärken, und eine Hauptwaffe, Angriffen der Gegner zu begegnen. Eine Reihe von Einzelvorträgen und Einzelschriften dienen diesem Zwecke, vor allem bietet das Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, das jetzt bereits dreißig Bände umfaßt, eine Fundgrube von wertvollem, zum Teil urkundlichem Material und ist ein rühmliches Zeugnis gründlichen, deutschen Forschergeistes. Der rührige Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hat auch einzelne Arbeiten besonders herausgegeben, wie „die Kerzer Abtei von L. Reißenberger oder „die Kepser Abtei von H. Müller", beide mit zahlreichen Abbildungen.

Die nachhaltigste Kraft aber, einzustehen für das deutsche

Wesen der Väter, gewinnen die siebenbürger Sachsen aus ihrem Protestantismus, aus ihrer evangelischen Kirche. Hier liegen die tiefsten Wurzeln des regsamen, tapferen und selbständigen Volksgeistes. Die Kirche bildet denn auch den Gegenstand liebevoller Fürsorge. Der Geist eines freier gerichteten Protestantismus ist es, der in Siebenbürgen herrscht. Ausgezeichnete Männer haben an der Spitze der dortigen evangelischen Kirche gestanden, die dort übliche evangelische Bischofswürde bekleidet. Der 1893 verstorbene hochbedeutende, reich und feingebildete Bischof D. Teutsch, von dem u. a. Dekan Herfurth ein anschauliches Lebensbild gezeichnet hat, ist vielen auch in Deutschland persönlich nahe getreten. Sein Nachfolger D. Müller, kenntnisreich, umsichtig und zielbewußt wie sein Vorgänger, hat ebenfalls bei uns sich viele Herzen gewonnen. Die Theologen, die zuerst eine Thätigkeit an der Schule durchmachen müssen, ehe sie in das Pfarramt eintreten, haben bei ihren Studien auf einen doppelten Beruf sich vorzubereiten. Ausgebreitete theologische Kenntnisse sind trotzdem bei ihnen nicht selten und reger wissenschaftlicher Sinn ist auch bei ihnen zu finden. Mancherlei Zeugnisse liegen dafür vor. So wurde in deutschen theologischen Zeitschriften das Lehrbuch der Kirchengeschichte des Gymnasialprofessors Dr. Netoliczka, eines treuen Jenensers, mit Recht sehr anerkennend besprochen.

Die siebenbürger Sachsen sind ein intelligentes und strebsames Volk. Man hat offene Augen für Errungenschaften, die anderwärts auf verschiedenen Gebieten gemacht werden, und sucht sie, soweit es angezeigt erscheint, sich zu eigen zu machen. Man ist unablässig auf Verbesserung und Fortschritt bedacht. Es herrscht auch ein gemeinnütziger Geist, und immer wieder kommen ansehnliche Spenden oder letztwillige Vermächtnisse zum teil bedeutender Art allgemein wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken zu. Natürlich fehlen auch im Charakter und Leben dieser Sachsen nicht die Schattenseiten, und manche Fragen erfüllen die weiter Blickenden unter ihnen mit ernster Sorge. Aber in ihrer eigenen Mitte haben sie dann die treuen Freunde, die ohne Scheu den Finger auf die offene Wunde legen und sich zugleich um die Heilmittel bemühen. Zu diesen gehört z. B. der wackere Dekan Herfurth, in dessen Schrift: „Aus Heimat und Ferne", sehr freimütige und eindringliche Ausführungen zu lesen sind. Blind ist man jedenfalls dort nicht gegen die eigenen Fehler.

Überaus groß ist die Anhänglichkeit der siebenbürger Sachsen an das deutsche Heimatland. Mit den innigsten Banden fühlen sie sich im Geist und Herz an dieses gebunden. Unsere deutsche Kultur bleibt ihre Kultur und eine Reise in das deutsche Reich erfüllt sie mit wohlthuenden Erinnerungen, von denen sie lange zehren. Das liebenswürdige Schriftchen des Buchhändlers Krafft, der in Leipzig im vorigen Jahre zum Verlegerkongreß war: „Der Kalendermann auf Reisen", ließ das wieder lebhaft empfinden. Der Besuch deutscher Universitäten bildet für viele Studenten das Ziel ihrer höchsten Sehnsucht und vor allem haben zahlreiche Theologen zu den Füßen deutscher Hochschullehrer gesessen. Besonders eng sind auch die Beziehungen der siebenbürgischen evangelischen Landeskirche zu denen in Deutschland. Emsig ist man darauf bedacht, von ihnen und den Einrichtungen in ihnen zu lernen. Die Krankenpflegerinnen-Anstalt in Hermannstadt hat im Weimarischen Sophienhaus ihr Vorbild, und viele ihrer Schwestern haben dort einen Ausbildungskursus empfangen. Gegenwärtig wird mancher junge Theologe dazu angehalten, in Deutschland sich gründlich mit dem Wesen und den Arbeiten der inneren Mission bekannt zu machen. Seit dem Jahre 1898 erscheinen für Siebenbürgen in allwöchentlicher Ausgabe besondere „Kirchliche Blätter". Dieselben bringen neben gediegenen erbaulichen Betrachtungen und lokalen Nachrichten auch allgemeine Artikel. In ihnen zeigt sich ein beachtenswertes Streben, mit allen Erscheinungen des wissenschaftlich theologischen und kirchlichen Lebens in Deutschland in Fühlung zu bleiben. Auch die verdienstlichen Reformbestrebungen auf liturgischem Gebiet erfahren wiederholt hier ihre Würdigung.

Die siebenbürger Sachsen freuen sich jeden Zeichens von Interesse, das ihnen aus der alten deutschen Heimat entgegengebracht wird. Herzliche Teilnahme für ihre Bestrebungen und treue Geistesgemeinschaft sind gerade alle evangelischen Kreise Deutschlands ihnen schuldig.

Berlin. Aug. Kind.

Von der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung, dem Muster unserer Gemeinde- und Synodal-Ordnung.

Kein Kundiger wird leugnen, daß der Protestantismus im vergangenen Jahrhundert im Gegensatz zur pietistischen und rationalistischen Periode einen besonderen Fleiß auf die Ausbildung der Kirche als Gemeinschaftswesen in bestimmten, ihr eigentümlichen, rechtlichen Formen und Normen verwandt hat und zwar in einem solchen Maße, daß man diese organisatorische Thätigkeit als den hervorstechendsten Zug in der letzen kirchengeschichtlichen Entwicklung zu bezeichnen pflegt. Offenkundig sind die Vorteile und die Schäden, welche aus diesen Bestrebungen erwachsen sind, und ebenso die Hoffnungen und die Befürchtungen, die sich an deren Fortsetzung anknüpfen. Der Protestantismus verdankt der Neubelebung seiner Kirchlichkeit zweifellos sowohl seine relativ freiere Stellung zum Staat und seine festere Position der römischen Kirche gegenüber, als auch die Möglichkeit einer lebendigeren Entfaltung seiner Kräfte in den Gemeinden und in allerlei Vereinsarbeit. Ob freilich unter ihrem nivellierenden Einfluß nicht die religiöse Innigkeit, die Freiheit der persönlichen Überzeugung und der sittliche Charakter gelitten hat, das steht auf einem anderen Blatt. Sofern dieser ganzen Entwicklung ein katholisierender Zug anhaftet, ist sie dem Wesen des Protestantismus heterogen; doch wird die evangelische Glaubensgemeinschaft um so weniger eine kirchliche Ordnung ganz entbehren können, je eifriger es ihr darum zu thun ist, den Anforderungen zu genügen, welche die neue Zeit an sie stellt. Somit wird auch dies eine Aufgabe für die protestantische Kirche des 20. Jahrhunderts sein, Formen zu finden, in denen beides organisch mit einander verbunden erscheint, die denkbar größte persönliche Freiheit einerseits und ein wohlgeordnetes kirchliches Gemeinschaftsleben andererseits.

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge erhellen, daß jeder, der sich am kirchlichen Leben der Gegenwart mitthätig beteiligen will, sowohl über die Rechtsgrundlage, auf welcher jenes ruht, bescheidwissen muß, als auch die Mittel und Wege zu prüfen hat, die uns allein zu einer gedeihlichen Fortentwickelung verhelfen können. Daß es an beidem in weiten Kreisen fehlt, ist eine wohlbegründete und weitverbreitete Klage. Wir hoffen manchem Leser des „Protestantenblattes" einen Dienst zu erweisen, wenn wir — einer späteren gründlichen Behandlung der einschläglichen Fragen aus kompetenterer Feder vorbauend — einiges über die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung und deren Schicksale*) mitteilen, welche ja für fast alle späteren deutschen Kirchengesetzgebungen mehr oder weniger vorbildliche Bedeutung gewonnen hat. — Als im Jahre 1814 Prinz Solms-Lich, der preußische Gouverneur der neuen westlichen Provinzen, verfügte, das evangelische Kirchenregiment bedürfe „einer besseren Verbindung mit dem Gouvernement" und zu diesem Behufe das Düsseldorfer Oberkonsistorium einsetzte, da schien es mit der alten presbyterialen und synodalen Verfassung der Herzogtümer Jülich, Cleve, Berg und Grafschaft Mark, die sich die Gemeinden selbst gegeben hatten und zwar nach calvinisch-niederländischem Muster, zu Ende zu sein. Die Synoden erhoben lebhaften Protest unter Berufung auf die ehrwürdigen Religionsrecesse. König Friedrich Wilhelm III. gab beruhigende Zusagen und hob die neue kirchliche Centralbehörde wieder auf; aber er schuf statt dessen Provinzialkonsistorien mit wesentlich denselben Befugnissen, wie sie diejenigen der alten Provinzen besaßen; im übrigen, hieß es, solle die alte Gemeinde- und Synodal-Ordnung in verjüngter

*) Vergl. Zurhellen, Gemeindebl. für Rheinland und Westfalen. Jahrg. 1885. Nr. 9.

Gestalt wieder aufleben. Daß und wie ein dahinzielender Entwurf der Duisburger (1818) und der Lippstadter (1819) Synoden abgelehnt wurde, diente nicht eben zur Beruhigung der Gemüter, um so weniger als gleichzeitig nach altpreußischen Anschauungen und Wünschen das Bestreben hervortrat, die deutschen Landeskirchen alle unter ein landesbischöfliches Regiment zu bringen; unterfing man sich doch sogar zu behaupten, daß auch die Cleve-Märkischen Provinzen von jeher unter dem jus sacrorum gestanden hätten. Da berief der König 1827 den Budberger Pfarrer und Superitendenten der Synode Mörs, Wilhelm Roß als Ribbecks Nachfolger an die St. Nicolai-Kirche in Berlin, um an den Ministerialberatungen über die geplante rheinische Kirchenverfassung teilzunehmen. Roß entstammte einer alten gräflichen Familie Schottlands. Sein Urgroßvater war im 17. Jahrhundert als eifriger Anhänger der presbyterianischen Kirche den Bedrängnissen der episcopalen gewichen und nach Deutschland übergesiedelt. Dessen Sohn und Enkel waren beide Pfarrer an der reformierten Gemeinde Isselburg nahe bei der holländischen Grenze. Hier wurde der spätere Generalsuperindent und Bischof Roß geboren, der sich um [illegible] Heimatkirche das bleibende Verdienst erworben hat, — wurde die Familientadition nicht unwesentlich mitgewirkt haben mag — das, was man noch von der alten presbyterialen Verfassung übrig gelassen hatte, unter Dach und Fach gebracht zu haben. Nur schwer löste er sich von seinem Heimatsboden los, ein origineller Vertreter der rheinischen Pastorenschaft; doch hat er fast 20 Jahre in Berlin mit großem Segen gewirkt. Die Verhandlungen nahmen einen schleppenden Verlauf. Der von Roß schon im Juni vorgelegte Verfassungsentwurf wurde mehrfach, zum teil vom Könige selbst revidiert, dann aber noch jahrelang hingehalten. Schließlich gelang es der geschickten Vermittelungskunst des Propstes, dem Könige die Bestätigung abzuringen (1830) und zwar als Preis für die inzwischen erfolgte Annahme der neuen Agende in den Westprovinzen, welche dem Landesherrn sehr am Herzen gelegen hatte.

Sonst heißt es wohl „Was lange währt, wird endlich gut"; wie aber hat Roß selbst über sein Werk geurteilt? Bekannt ist das lakonische Wort in niederrheinischer Mundart, in welchem er seinen Dank und seine Unzufriedenheit zugleich ausdrückte: „Beter wat, as nix" (besser etwas, als garnichts)! Was man erhofft hatte, war freilich nicht zustande gekommen: eine wirklich verjüngte Kirchenverfassung. Allerlei sprachliche und juristische Mängel liegen offen zu Tage; aber sie sind auch erklärlich und bei der Lage der Dinge zum teil kaum zu vermeiden gewesen. Ein gewiegter Kenner, D. Pieper in Gerresheim, urteilt also: „Die Ursachen der von Roß selbst empfundenen Unvollkommenheit liegen eben in dem doppelten Moment, daß der König den Warnungen gegen die Zulassung kirchlich größerer Selbständigkeit im Westen doch irgendwie Gehör gab, oder bei seinen Ministern Widerstand fand, und daß er die Redaktion der Verfassung wesentlich einer, als solcher menschlich-unvollkommenen, und zwar einer nicht juristisch gebildeten Kraft überließ, bei der das Streben nach Einigung der Geister und Faktoren dasjenige der einheitlichen Ausprägung der gesetzlichen Grundlage der Kirche wohl überwog." Immerhin bedeutet die Kirchenordnung in ihrem damaligen Abschluß, verglichen mit dem, was unter den voraufgegangenen politischen Wandlungen aus den früheren kirchlichen Rechten geworden war, eine große feste Wiedererrungenschaft, wie denn auch der Einfluß, den sie auf andere kirchliche Organisationen bis weit über Deutschlands Grenze hinaus, ja bis in die römische Kirche hinein geübt hat, genugsam bekundet.

Ihre feste, nach altpresbyterialem Prinzip durchgeführte Grundlage ist die Organisation der Gemeinde zum Zweck der Selbstverwaltung durch aus freier Wahl hervorgegangene Organe mit dem Rechte der Pfarrwahl und der Selbstbesteuerung, wobei der kirchliche Charakter dadurch hinlänglich geschützt erscheint, daß die Wählbarkeit an positive Bethätigung des kirchlichen Sinnes geknüpft ist. Aus dieser evangelisch-freien Einrichtung, bei welcher Gemeindemitglieder und treue Pastoren sich gleichermaßen wohl fühlen, erklärt sich zum guten Teil das rege kirchliche Leben in den Westprovinzen, das allerdings auch durch den langen Druck von Seiten der Römischen („Kirche unter dem Kreuz!") und den steten Gegensatz gegen Rom innerlich gestärkt ist. Weniger gut ausgebildet zeigt sich die Kirchenordnung bezüglich des synodalen Wesens. Zwar üben die Synoden das Recht aus, ihren Superintendenten und das Moderamen selbst zu wählen; allein das Laienelement ist gar zu sehr eingeschränkt, da es auf der Provinzialsynode nur mit einem Drittel der Stimmen vertreten ist und zur Synode nur ein Ältester aus jedem Presbyterium deputiert wird. Am schlimmsten sieht es aus mit den beiden Schlußparagraphen „von dem Kirchenvermögen und deren Verwaltung" und „von der Staatsaufsicht über das Kirchenwesen", welche als notdürftiger Ersatz für die nichtgenehmigten Schlußkapitel anzusehen sind. Sie öffnen thatsächlich behördlicher Willkür Thür und Thor, da nirgends klare Grenzbestimmungen über die betr. Kompetenzen gegeben sind, so daß schon K. J. Nitzsch geklagt hat: „Es fehlt wenig, daß Synode und Konsistorium sich gegenseitig um ihr Ansehen bei den Gemeinden bringen." Immer wieder ertönte die Klage der Provinzialsynoden, daß die Aufsichtsbehörde nur Tage zeigt sei, verbriefte Rechte zu ignorieren, und daß darum die Kirchenordnung nie volle Wahrheit geworden sei.

Durchaus unerquicklich, aber dafür um so lehrreicher ist die Geschichte der Versuche, welche gemacht worden sind, um die ursprünglichen Mängel der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung abzustellen und sie den Bedürfnissen der Zeit entsprechend fortzuentwickeln. Zweimal wurde das Revisionswerk in die Hand genommen, beide Male mit großem Fleiß und in maßvoller Weise; beide Male völlig vergeblich. Auf den ersten Versuch, weiter zu kommen (1851), erfolgte die bekannte Antwort Friedrich Wilhelms IV., er werde „seine Kirchengewalt nur in die rechten Hände niederlegen" d. h. in bischöfliche Kirchen kleineren Umfangs nach Art der altchristlichen Sprengel; übrigens, hieß es, sei der Kirche durch Verfassungen überhaupt nicht aufzuhelfen. Allein, sollte nicht guter Most auch guter Schläuche bedürfen? Schließlich wurden einige „Zusätze" genehmigt; im ganzen blieb alles beim alten. Noch trauriger endigte die Bewegung zu Gunsten einer Umgestaltung der Kirchenordnung, welche Mitte der siebziger Jahre an die Publikation der in mancher Hinsicht freisinnigeren Gemeinde- und Synodalordnung für die östlichen Provinzen anknüpfte; sie scheiterte sowohl an dem alten Mißtrauen der Regierung, wie auch an der Uneinigkeit der westlichen Provinzen untereinander. Einige wenige, verhältnißmäßig geringfügige Verbesserungen sind im Laufe der Zeit erstritten worden; auf eine gründliche Durcharbeitung und Umgestaltung dürfte kaum noch zu hoffen sein. Und so wird es denn thatsächlich bei dem Urteil des Bischof Roß im oben angeführten Spruch sein Bewenden haben.

Wie es mit der Rechtsgrundlage des kirchlichen Lebens in den alten Provinzen steht, was dort zu geschehen hat und welche Lehren man aus der Geschichte der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung ziehen kann, wird nun hoffentlich recht bald ein anderer zur Darstellung bringen! J. Haupt.

Kirche und Kirchenbau.

Wir gehen ohne Zweifel einer großen Entscheidung im kirchlichen Leben entgegen. Denn, wie es ist, so kann es nicht bleiben. Der wiederhergestellte Katholizismus und die erneuerte protestantische Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, beide haben es nicht zu verhindern vermocht, daß religiös und sittlich ein Rückgang eingetreten ist, der uns nur bang in die Zukunft sehen läßt. Die Richtung, die ein Neues anzubahnen sich bemüht, ist noch nicht im stande gewesen, auf neuem Grunde ein neues Gemeindeleben zu schaffen. In solch einer Zeit blickt man unwillkürlich auf die Vergangenheit zurück, um von ihrem Verlauf für die Zukunft etwas zu lernen. Es ist eine Freude und ein Trost, daß das Verständnis der Kirchengeschichte in der letzten Zeit mächtig gewachsen ist. Werke wie Harnacks Dogmengeschichte und Uhlhorns Geschichte der christlichen

Liebesthätigkeit haben einen neuen Einblick in die Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens aufgethan. Dazu ist in den letzten Tagen die „Kunstgeschichte" von Cornelius Gurlitt (2 Bände, VIII. 696 und VI. 792 S. mit 30 Bildertafeln. Stuttgart, Bergsträßer. 44 Mk.) gekommen. Dr. Gurlitt ist Architekt, Professor an der Königlichen technischen Hochschule in Dresden und Inventarisator der Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Er ist ein Mann von der innigsten Begeisterung für die Geschichte des religiösen Lebens und der kirchlichen Kunst, einer der treuesten Vertreter des Gedankens, daß der evangelische Kirchenbau von dem katholischen sich emanzipieren und den Reichtum evangelischen Glaubenslebens selbständig zum Ausdruck bringen müsse. In seinen Werken: „Geschichte des Barockstils" (Stuttgart 1887—1889) und „Die Kunst des 19. Jahrhunderts" (2. Aufl., Berlin, 1900) sowie durch seine Mitarbeit an dem verdienstvollen Buche von Fritsch „Der Kirchenbau des Protestantismus" (Berlin, 1893) hat er gezeigt, daß es ihm Ernst mit dem protestantischen Glauben und seiner Offenbarung in der Kunst ist. Sein neuestes Werk zeigt ihn auf der Höhe seiner kunstgeschichtlichen Arbeit. Er beherrscht eine geradezu enorme Fülle des Wissens mit vollkommener Meisterschaft. Sein Urteil ist stets gerecht. Mit voller Liebe giebt er an jede Regung neuen schöpferischen Lebens sich dahin. Für jede weiß er die treffendste Bezeichnung zu finden. Und wenn er auch eine fast unübersehbare Fülle von Kunstwerken aufzählen und charakterisieren muß, so bleibt der Stil stets frisch, originell und fesselnd. Für uns kommt namentlich der erste Band in Betracht, in dem die Geschichte der kirchlichen Kunst einen sehr großen Raum einnimmt. Wie weiß da Gurlitt allen Pulsschlägen des religiösen, des kirchlichen und des allgemeinen Lebens zu lauschen. Wie meisterhaft zeigt er ihre Erscheinung in den immer neuen Gestaltungen des Kirchenbaues. Das meiste hat er selbst gesehen und beobachtet. Er weist in den fernsten Gegenden die Nachwirkungen einer geistigen Bewegung nach, die an einem einzelnen Orte ihren Ursprung hat. Da haben wir es nicht bloß mit „Romanisch" und „Gotisch" zu thun. Jeder neue Impuls, jeder neue Orden reproduziert seinem Bedürfnis gemäß jeden der beiden Stile von neuem. Wir lernen hier das schöpferische Leben des Mittelalters in all seinen Regungen kennen, und gewinnen daraus den Trost, daß auch uns zu rechter Zeit das neue Leben nicht fehlen und die Formen durchbrechen wird, durch die der Doktrinarismus gegenwärtig es fesseln will. Wie elastisch ist doch im Mittelalter die Baukunst. Die Bischofskirche ist eine andere als die jedes Mönchsordens und die der Pfarrgemeinde. Bald baut man, um ein Opfer zu bringen, und jedes Opfer ist ein Gebet. Bald hat man nur Freude an der Kunst, oder die Ruhmsucht ist die Quelle der Werke. Bald bringt man Opfer, um die Gemeinde um die Predigt zu sammeln und ihr eine Heimat zu schaffen. Jede Bauweise bringt eine neue Idee zum Ausdruck. Die basilikale Kathedrale ist gleichsam ein heiliger Schrein für das Allerheiligste im Meßopfer. Die Hallenkirche entfaltet das Innere frei; in ihr soll das innere Leben der Herzen gepflegt werden. Die Askese versucht es mit immer neuen Gestalten; aber immer wieder versagt sie. Der große Schritt von der Weltflucht zur Weltheiligung mußte endlich in der Reformation gethan werden. So ist Gurlitts Buch eine der lehrreichsten Geschichten der Religion und des kirchlichen Lebens, anschaulich illustriert durch die wechselnden Bauformen. Möchte des Verfassers Liebe und seine bewundernswürdige Mühe so belohnt werden, wie sie es verdient. Um aber den Lesern wenigstens eine Probe von Gurlitts Art der Darstellung zu geben, teile ich mit, was er über den unglückseligen Kölner Dom sagt: „Es ist gut, diesem größten gotischen Kirchenbau gegenüber sich die Lage des deutschen Reiches zu vergegenwärtigen. Eben war es dem römischen Legaten gelungen, dem Kaiser Friedrich II. einen neuen „Rheinlandskönig" in Wilhelm von Holland entgegenzustellen; hatten die geistlichen Fürsten sich zum Kampfe gegen die mit dem Bann belegten Hohenstaufen geeint. Das Ringen zwischen Kirchen- und Staatsgewalt durchrüttelte das deutsche Volk in seinen Tiefen; der offene Kampf, Brand und Mord, wie der Zwist im Innern verwüstete die Lande. Der Kaiser starb, die Welt im tiefsten Unfrieden hinterlassend; er starb unter dem Vorwurf des Unglaubens, des heimlichen Muhamedanismus, obgleich er der Kirche jederzeit seinen starken Arm im Kampf gegen die gewaltig sich regende Ketzerei lieh. Aber Dante erkannte wohl mit Recht in ihm den himmelstürmenden Zweifler, namentlich an jener Weltauffassung, die den Papst zur Sonne, den Kaiser zum Mond im Staatenwesen machte. Und doch ließ der Kaiser sich im Kleide des Cistercienserordens begraben, als wiederaufgenommener Sohn der Kirche. Deutschland aber zitterte nach seinem Tode in der inneren Verwirrung des Interregnums; fast ein Vierteljahrhundert war es ohne Kaiser, ohne auch nur einigermaßen anerkannte Einheit. Ein Denkmal dieser Zeit, ein Denkmal der Zerreißung Deutschlands durch die Gewalt der zu weltlichen Fürsten gewordenen und als solche zuchtlosen Bischöfe, ist der Dom zu Köln: Seinem Gedanken nach völlig entlehnt, ohne hervorragende eigene künstlerische That als die gewaltige Beherrschung der Massen durch ein fest und starr entwickeltes System; seiner Größe nach ein Siegesdenkmal über die deutschen Lande und den deutschen Geist; ein Genosse jener französisierenden Strömung, die damals über das deutsche Schrifttum hereinbrach; ist er das Wahrzeichen deutscher Erniedrigung unter das von Frankreich emporgehaltene Rom. Ein Vierteljahrhundert später zwang Frankreich den Papst nach Avignon!"

Mitten in die Gegenwart versetzt uns das herrliche Buch von Muthesius: „Die neuere kirchliche Baukunst in England, Entwickelung, Bedingungen und Grundzüge des Kirchenbaues der englischen Staatskirche und der Sekten; mit 32 Tafeln und 132 Abbildungen im Text" (VI und 176 S. Berlin, Ernst u. Sohn. 15 Mk.). Den Lesern ist bekannt, daß jede der beiden Richtungen unserer Landeskirchen ihr eigenes Kirchenbauideal sich gebildet hat. Die lehrgesetzliche Richtung hält an dem Typus der katholischen Pfarrkirche fest: Chor (mit Altar) getrennt vom Schiff, im Schiff ein breiter Mittelgang, die Kanzel an der Seite, die Orgel im Rücken der Gemeinde, möglichst wenig Nebenräume. Natürlich wird zugegeben, daß das Schiff möglichst einheitlich zu gestalten, mit Sitzen und Emporen auszustatten ist. Turm und Glocken sind sehr erwünscht. Die andere Richtung, die das Prinzip der Persönlichkeit und das Gemeindeprinzip vertritt, fordert eine Mannigfaltigkeit von Räumen, die das gesammte Leben der Gemeinde, auch ihre Liebesthätigkeit, abspiegeln sollen. Der gottesdienstliche Raum soll die anderen beherrschen, einheitlich sein, also ohne Chor, auch ohne Mittelgang. Bei allen Amtshandlungen soll wie in den Betsälen der Brüdergemeinde die Gemeinde um den Leiter des Gottesdienstes, der mitten vor ihr am „Liturgustisch" steht, sich sammeln. Die Orgel ist naturgemäß vor der Gemeinde aufzustellen. Türme sind entbehrlich. Kurz gesagt: Das Prinzip der (modifizierten) katholischen Pfarrkirche kämpft bei uns mit dem des Gruppenbaues um den Sieg. Mir hatte das letztere, meinen Grundsätzen gemäß, sich von selbst ergeben. Ich war nun im höchsten Grade überrascht, als mir das Buch von Muthesius zur Hand kam. Ich ersah aus ihm, was mir bis dahin ganz unbekannt war, daß nämlich der Kampf, den wir in der Theorie gekämpft haben, in England bereits praktisch nahezu ausgekämpft, nach dem Urteile von Muthesius zu Gunsten des Gruppenbaues entschieden ist. Die Staatskirche von England und Wales, im Anfange des vorigen Jahrhunderts fünf Sechstel, am Ende fünf Elftel der etwa 28 Millionen Protestanten jener beiden Provinzen umfassend, hat sich mehr und mehr zu einem reformierten Katholizismus bekannt. Sie hat in dem angegebenen Zeitraum über 900 Millionen Mark für Kirchenbauzwecke verwandt und 3399 neue Kirchen erbaut. Die tüchtigsten Architekten haben all ihre Kraft eingesetzt, bald diesem, bald jenem Vorbild folgend, die gotische katholische Pfarrkirche zu neuem Leben zu erwecken. Höchst bedeutendes ist geleistet worden; aber Muthesius meint, in der Hauptsache, nämlich in der Grundrißbildung, sei all diese Arbeit doch unfruchtbar geblieben. Da finde man nicht das reichpulsierende Leben des Mittelalters, sondern nur eine tote Formel. Ganz anderer Art ist das reichbewegte Leben der Sekten, die nicht ein Chaos sind, sondern manches sie Verbindende haben, also die englische Freikirche

bilden. Ihre Gemeinden beruhen ganz auf Freiwilligkeit. Niemand hilft ihnen. Sie sammeln sich aus den Armen und dem ärmeren Mittelstande. Aber die größte Opferwilligkeit und die reichste Liebesthätigkeit ist in ihnen. Nicht der Kultus ist ihnen die Hauptsache wie der Staatskirche, sondern die Gesinnung und die That. Infolge davon haben sie mit dem Bautypus der gotischen katholischen Pfarrkirche gebrochen, dem Gruppenbau sich zugewendet und darin schon Erhebliches geleistet, obwohl manche angesehene englische Baumeister es für nicht vornehm genug halten, ihre Kunst in den Dienst dieser armen Gemeinden zu stellen. Muthesius hat den englischen Kirchenbau des letzten Jahrhunderts auf Veranlassung des Königlich preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, und zwar mit der größten Liebe bis ins einzelste und kleinste eingehend, studiert. Sein Buch ist herrlich ausgestattet, anziehend geschrieben, ausgezeichnet durch kirchliche und kulturgeschichtliche Einsicht und außerordentlich reich an Beobachtungen und Erfahrungen, so daß es den Anhängern beider Richtungen eine sehr große Fülle von Belehrungen darbietet. Man kann mit gutem Gewissen sagen: Für jeden, der mit Kirchenbau zu thun hat, ist es einfach Pflicht, es sorgfältig zu studieren. Beide aber, Gurlitt und Muthesius, sehen freudig hoffend einer Zeit entgegen, in der eine reichere Fülle christlichen Lebens und christlicher Liebe der Kirche ihre Kraft und ihre Bedeutung, damit auch ihre architektonische Schöpferkraft wiedergeben wird. Wir anderen wollen unseren ehrwürdigen Künstlern und Geschichtschreibern an Mut und Gottvertrauen nicht nachstehen. Der, dem die Kirche angehört, wird aus dem Dunkel sie zum Licht, aus der Unfreiheit zur Freiheit führen.

Sulze.

Eingesandt.

Sehr viele Leser des „Protestantenblattes" würden gewiß gleich mir der verehrlichen Redaktion recht dankbar sein, wenn sie vom Standpunkte des undogmatischen Christentums ausgehende Hausandachtsbücher einmal vor unserm Geistesauge Revue passieren ließe. Ich wenigstens tappe in dieser Beziehung ziemlich im Dunkeln und wäre für genaue Orientierung gerade auf diesem Gebiete der Redaktion sehr verbunden. Wenn daran sich später zuzweit eine Besprechung der hier in Betracht kommenden Konfirmandenunterrichtslitteratur, und zwar die Volksschule insonderheit betreffend, schlösse, so wäre das doppelt dankenswert.

M. Matzke, Pastor in Wiltschau, Kreis Breslau.

Wir werden dem Wunsche gern nachkommen und s. Z. eine beurteilende Übersicht der einschlägigen Litteratur, die aber in Erbauungsschriften viel weniger reich ist als in Unterrichtsschriften, bringen.

Die Schriftleitung.

Umschau.

Aus der gothaischen Landeskirche. Die Kaiserrede am 2. Weihnachtstage hat die Blicke vieler auf Gotha gerichtet. Und wenn an sich die bedeutsame Rede des Monarchen natürlich ebensogut an jedem anderen Orte hätte gehalten werden können, gerade in den äußeren Rahmen, den diesmal die Verhältnisse ihr gaben, fügt sie sich besonders passend ein. Der Gothaer Herzog, der einst auf seinem Friedenstein residierte, dessen Gedächtnis es zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages zu ehren galt, war einer der Väter des Gedankens, der wieder einmal so kraftvoll ausgesprochen worden ist. Und in seiner Gothaischen Landeskirche hat man allzeit die über die engen Schranken der Einzelbekenntnisse hinausgehende Weitherzigkeit gepflegt und jenen auf das Ganze des Protestantismus gerichteten Blick gehabt, die notwendige Voraussetzungen sind, ohne die man an eine Zusammenfassung der verschiedenen evangelischen Landeskirchen zu einem die Eigenart der einzelnen nicht gefährdenden Zusammenschluß nicht denken kann. Ich möchte fast sagen: die ganze Tradition der Gothaischen Landeskirche drängte darauf hin, daß von dieser Stätte aus der Gedanke in die evangelische Welt hinausging, dem zudem seit einer Reihe von Jahren gerade in Gotha einer seiner begeistertsten Vorkämpfer erstanden ist. Und die Freude daran, daß dieser Einheitsgedanke ausgesprochen worden ist, und gerade so und aus solchem Munde ausgesprochen worden ist, kann auch das Bewußtsein nicht trüben, daß seiner Ausführung auch in der allerlosesten Form, „die den Bekenntnisstand und die inneren Einrichtungen einer jeden unserer Landeskirchen in ihrer Selbständigkeit gänzlich unberührt läßt" — Worte des Regenten von Coburg-Gotha, zu der Deputation des Evangelischen Bundes gesprochen, — nicht zu übersehende Schwierigkeiten noch entgegenstehen und — wie die Diskussion über die Kaiserrede in der Presse gezeigt hat — gerade von der Seite her kommen werden, die auf den Gang der Entwicklung der größten deutsch-evangelischen Landeskirche nicht ohne bedeutsamen Einfluß ist. Das kann den Wert eines Gedankens niemals erschüttern, der zum eisernen Bestande dessen gehört, was wir zu erhoffen und — zu erstreben haben.

Was ich bedauert habe, ist der Umstand, daß in weiteren Kreisen der Öffentlichkeit neben den schönen Worten des Kaisers die des Regenten nicht in verdientem Maße zur Geltung gekommen, bezw. überhaupt nicht bekannt geworden sind. Und doch verdienen gerade sie es, daß sie unvergessen bleiben. Wir haben nicht oft Gelegenheit gehabt, aus fürstlichem Munde eine solch große und freie Auffassung der kirchlichen Dinge zu hören. Die „Ernestinische Auffassung des Protestantismus" haben sie nicht mit Unrecht, unabhängig voneinander, zwei Zeugen der Friedensteinfeier genannt. Es ist die Auffassung, unter der in den meisten Sachsen-Ernestinischen Landen die evangelische Kirche als die Trägerin eines nicht ängstlichen und weltscheuen oder in dogmatischer Engherzigkeit befangenen, sondern eines kraftvollen, weitherzigen, jede feste und ehrliche Überzeugung schätzenden und schützenden Protestantismus erblüht ist. Diese echt evangelische Auffassung, die einen jeden ehrlich Suchenden seine Wege gehen läßt, im Innersten aber auch bei allem äußerlichen Dissensus mit ihm sich Eines weiß in der Liebe zu dem Einen Herrn, leuchtet aus den Worten des Regierungsverwesers in reinem Glanze uns entgegen.

„. . Das Wort „fromm" wird heute leider in weiten Kreisen mißdeutet; manche verbinden damit den Begriff geistiger Beschränktheit und weichlicher Sinnesart. Ein Blick auf die herrliche Gestalt des Herzogs Ernst genügt, um zu zeigen, in wie hohem Maße wahre, aufrichtige Frömmigkeit mit Kraft und Männlichkeit gepaart ist. . . . Gewiß war sein Glaube nicht ganz frei von den Schlacken mittelalterlicher Anschauung; er unterwarf seine Landeskinder in religiösen Dingen einem Zwang, der heute unmöglich wäre. Er war eben, wie jeder Mensch, ein Kind seiner Zeit; wer meinen wollte, daß solche Schwächen, wie sie ja auch den Größten anhaften, die glänzenden Eigenschaften des Herzogs verdunkeln, der würde damit nur die Unfähigkeit beweisen, das Große zu begreifen.

Ernst der Fromme gehört, im Lichte seiner Zeit betrachtet, keineswegs zu den rückständigen Menschen, die den Fortschritt ängstlich von sich weisen. Das zeigt die rege Fürsorge, die er der Volksbildung auf allen Stufen zu teil werden ließ. Gerade auf diesem Gebiete hat er anerkannt Musterhaftes geleistet, in der Überzeugung, daß zur Veredelung eines verwilderten Geschlechts geistige Kultur unerläßlich sei. Sein religiöser Glaube stand zu fest, als daß er gefürchtet hätte, die Grundwahrheiten des Christentums könnten durch wissenschaftliche Aufklärung erschüttert werden.

Auch war er in religiösen Fragen viel weitherziger, als die meisten seiner evangelischen Zeitgenossen. Während diese vielfach in gehässigem Gezänk um einzelne Dogmen der Gemeinschaft untereinander widerstrebten, war sein heller Blick auf ein hohes Ziel gerichtet: auf einen Bund aller evangelischen Kirchen, der sie nach außen hin zu einer starken Einheit gestalte, während im Innern mit Bezug auf Lehre, kirchliche Gebräuche und Einrichtungen jedem einzelnen Gliede volle Freiheit gewahrt bliebe. . . . Was Ernst der Fromme vergeblich erstrebte, sollte das für alle Zeiten unmöglich sein? Die politische Zerrissenheit ist, Gott sei Dank, der Einheit gewichen. Daß eine solche Einheit, ohne an Kraft einzubüßen, der Stammeseigentümlichkeit

aller einzelnen Teile volle Bewegungsfreiheit lassen kann, sehen wir an unserem Deutschen Reiche; so wollte es die geschichtliche Entwickelung und die Eigenart unseres Volkes. Dieser Entwickelung und dieser Eigenart entspricht es, daß die evangelische Kirche dem tiefen Wissensdrang der Germanen Rechnung trägt, die Ergebnisse redlichen, wissenschaftlichen Forschens nicht scheut und den verschiedenen Bekenntnissen in ihrer Mitte freien Spielraum läßt. . . ."

Das sind goldene Worte, die dem Nachkommen Ernst des Frommen unvergessen sein sollen. Und wer will es uns verargen, daß gerade wir freier gerichteten Protestanten sie freudig begrüßen! Sie wahren uns, was eine einseitig gewordene Orthodoxie uns oft rauben möchte: das Heimatrecht in der Kirche, der wir ebenso treu dienen wie jene, und für deren Bestand unser Vorhandensein ebenso unerläßlich ist wie dasjenige derer, welche über die Dinge des Glaubens anders denken als wir.

In demselben weitherzigen Sinne hat sich unser Regent auch den beiden Deputationen gegenüber geäußert, die aus Anlaß der Friedensteinfeier bei ihm Audienz nachgesucht hatten, gegenüber dem Vorstande des Gothaischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes und gegenüber den Superintendenten des Landes als Vertretern der Geistlichkeit und der Kirchgemeinden. Und bei diesem letzteren Anlasse ist außerdem ein Wort gesprochen worden, das einem langgehegten Wunsche unserer Landeskirche Erfüllung verheißt, wenn diese Erfüllung auch noch nicht vor der Thür steht: der Sehnsucht nach einer Kirchenverfassung, die wir ja leider immer noch schmerzlich entbehren müssen. Die früheren Versuche, sie herbeizuführen, sind s. Z. an dem Widerstande der Landesvertretung gescheitert. Das Ministerium Strenge, von dem wir gerade nach dieser Richtung hin viel erwartet hatten, ist zur Ausführung des Planes, für den gerade Excellenz von Strenge früher als Vorsitzender des Gothaischen Protestantenvereins in einem geistvollen Vortrage sich eingesetzt hatte, nicht gekommen. Hoffen wir, daß in nicht allzuferner Zeit das Langersehnte endlich uns wird. Denn, wenn wir uns auch unter dem „aufgeklärten Absolutismus", in dem unsere Landeskirche bisher regiert wurde, sehr wohl befunden haben, es entspricht — ganz abgesehen davon, daß es einmal anders werden könnte — doch den Bedürfnissen unserer Zeit und unserer heutigen Auffassung vom Wesen der evangelischen Kirche, daß die Kirche eine Art Selbstverwaltung erhalte und nicht bloß büreaukratisch regiert werde, und daß das Laienelement in ihr zur thätigen Mitwirkung an dem Leben der Kirche herangezogen werde. Und wenn auch unsere Sehnsucht nach einer Synodalverfassung im Laufe der Zeit eine etwas platonische geworden ist, weil das Bild der Synoden, die wir in ihrem Arbeiten und Handeln haben schauen dürfen, nicht immer dem Idealbild entsprach, das viele im Herzen tragen, — auch die Weimarische Synode, auf die man uns immer als leuchtendes Vorbild verwiesen hat, scheint, nach mancherlei Anzeichen der jüngsten Zeit, nicht mehr auf ihrer früheren Höhe zu stehen —, wenn wir nur wenigstens eine Gemeindeverfassung erhalten und durch sie eine kirchliche Gemeindevertretung, dann ist schon viel gewonnen. Davon dürfen wir uns eine weit nachhaltigere Hebung des kirchlichen Lebens versprechen, als von der Neubelebung liturgischer Formeln.

Um diese ist bis vor ungefähr einem Jahre, da das Staatsministerium, unsere oberste kirchliche Behörde, entschied, daß der Zeitpunkt zu einer Neuregelung dieser Frage bei den scharf auseinandergehenden Meinungen der Landesgeistlichkeit hierüber, ihm nicht gekommen scheine, ein latenter Krieg in unserer Landeskirche geführt worden. Es waren neben den mehr Rechtsstehenden auch eine Anzahl jüngerer liberaler Geistlicher, die unsere allerdings sehr einfache und schlichte Liturgie beseitigen und eine religiös „und ästhetisch" reichere uns bescheeren wollten. Die sich dagegen sträubten, thaten es nicht, weil sie unsere hergebrachte Liturgie für etwas Vollkommenes und Ideales halten und jeglicher liturgischen Änderung und Bereicherung sich widersetzen würden, sondern weil sie in dem Ganzen eine lediglich aus Theologenkreisen herausgeborene Bewegung erblickten, ohne daß die christliche Gemeinde als solche, der eben bis jetzt jegliches Organ zur Äußerung ihrer Meinung und zur Geltendmachung ihrer Wünsche leider fehlt, in irgend welcher Beziehung zu ihrem Ausgangspunkte stand. Und doch müßte diese — will man evangelisch-protestantische Grundsätze aufrecht erhalten — zum mindesten befragt und dürfte nicht mit etwas Fertigem überrascht werden, dessen Tragweite sie — auch wenn der für liturgische „Neuerung" begeisterte Pfarrer seiner Gemeinde oder auch nur etwa deren politischem Vorstande den Wert und die Schönheit einer neuen Liturgie unschwer plausibel zu machen verstand — vielleicht im ersten Augenblicke gar nicht zu übersehen und zu ermessen vermag. Und dieser Grund fiel thatsächlich um so schwerer ins Gewicht, als man in den vorgelegten liturgischen Entwurf — und daran nahmen wir vor allem Anstoß, — für Festtage auch das Credo mit aufgenommen hatte und, wenn auch zunächst den Geistlichen freie Wahl zwischen Glaubenslied und Verlesung des Apostolikum gelassen werden sollte, damit doch das bisher in unserer landeskirchlichen Gottesdienstordnung nicht übliche und, da der evangelische Gottesdienst ein Bekenntnis im schönsten Sinne ist, gar nicht notwendige gesonderte Glaubensbekenntnis — und eben unter Umständen auch in der Form des manche Gewissen bedrückenden Apostolikum — durch eine Thür hereinschlüpfen ließ. Eine Förderung des kirchlichen Lebens unserer Landeskirche vermochten wir darin nicht zu erkennen, vielmehr mußten wir — vestigia terrent — daraus Kämpfe erwarten und für den Frieden und das friedliche Nebeneinanderwirken der verschiedenen Richtungen unserer Landeskirche und damit für den Fortbestand von deren ehrenvoller Tradition fürchten.

Seit länger denn einem Jahre ruht die Frage wieder. Vielleicht drängen Kirchenverfassungsfragen sie bald noch weiter zurück? Wenn man aber ihre Lösung von neuem versucht, dann würden unsere optimistischeren Freunde, die für die Liturgie eintreten, der Landeskirche einen wirklichen Dienst erweisen, wenn sie von vornherein dafür sorgen würden, daß aus einem neuen Projekte alle Punkte ausgeschlossen würden, die geeignet sind, einen Erisapfel unter die jetzt friedlich in allen Werken christlicher Liebeserweisung neben- und miteinander wirkenden verschiedenen kirchlichen Richtungen zu werfen. In einer Zeit, da unsere Gedanken und Wünsche auf Gemeinschaft mit den anderen Evangelischen im Reiche sinnen, gilt es, an bewährter Eigenart doppelt festzuhalten, damit in dem dereinstigen Zusammenklang der verschiedenen Töne, auf welche das kirchliche Leben der verschiedenen evangelischen Landeskirchen gestimmt ist, kraftvoll und schön auch die besondere Saite unseres kirchlichen und religiösen Lebens mitklinge.

Elgersburg. Dr. Hermann Mueller.

Kirchliche Nachrichten.

— (**Bayern.**) Zur Einigung der Landeskirchen ergreift der Oberkonsistorialrat D. von Burget in München in der „N. kirchl. Ztsch." das Wort und macht folgende Bedenken gegen den Anschluß Bayerns geltend: „Prinzipiell ist dagegen vom lutherischen Standpunkt kaum etwas zu erinnern. Der praktische Erfolg jedoch bleibt uns sehr zweifelhaft. Sollen die Landeskirchen unter vollständiger Wahrung ihres Bekenntnisstandes, ihrer Selbständigkeit, ihrer Eigenart (s. Verhandlungen der bayerischen Generalsynode 1901 S. 364 ff., 387 ff.) sich zusammenschließen, so kommt von vornherein in Betracht, welcher Art ihre Selbständigkeit ist. Sie ist eben überall verfassungsmäßig geregelt und — beschränkt, teilweise sehr beschränkt, so beschränkt, daß z. B. die bayerische Kirchenregierung zu einem „engeren Zusammenschluß" die Hand nicht bieten, keinen Schritt thun kann, ohne die Genehmigung der Staatsregierung hierfür einzuholen. Wie nun, wenn diese Genehmigung schon zur Teilnahme an den ersten vorbereitenden Verhandlungen verweigert würde? Gehen wir über diesen präliminarischen Punkt vorerst hinweg, nehmen wir an, der Zusammenschluß käme zustande und schüfe sich ein Organ, in welchem neben den Kirchenregierungen auch die synodalen Körperschaften der Landeskirchen vertreten wären: wie würde seine Thätigkeit sich gestalten? Bekenntnisfragen, Verfassungsfragen wären schlechthin von ihr ausgeschlossen. Es würde aber beispielsweise beschlossen, gegen einen Übergriff der römischen Kirche Schritte zu unternehmen. Zur Ausführung dieses Beschlusses wäre wieder in Bayern die Genehmigung der Staatsregierung erforderlich. Kann nun dem bayerischen Landesherrn (vom Minister abgesehen) füglich zugemutet werden, daß er eine Maßnahme gutheiße, die gegen seine eigene Kirche sich richtet? Noch

andere Fälle sind denkbar, in denen solche Konflikte ganz unvermeidlich wären und unter den geltenden Rechtsverhältnissen immer zu einer Lahmlegung der „zusammengeschlossenen" Landeskirchen umschlagen würden; und aller Unmut über das Elend der protestantischen Kirchenverfassung könnte daran nichts ändern."

— (**Preußen.**) Daß die Gegensätze sich verschärfen werden, zeigt ein Abschnitt aus dem Artikel Stöckers in seiner deutschen evangelischen Kirchenzeitung, in dem er Bezug nimmt auf die Thatsache, daß der Kaiser den Professor Harnack häufiger empfangen hat: „Mit einem gewissen Triumph wird in der Presse von links ganz besonders die Thatsache erwähnt, daß D. Harnack in der letzten Zeit öfter an den Hof gezogen sei. In dem einen Blatt stand dabei die hämische und thörichte Bemerkung, daß dem Kaiser Harnack doch lieber sei, als die orthodoxen Reichschristen. Wir legen solchen Dingen keinen entscheidenden Wert bei, weder für die Theologie, noch für die Kirche. Auch wundert uns die Thatsache nicht einmal. Wer die kirchenpolitischen Vorgänge genau kennt, weiß es lange, daß die sogenannte Hofpredigerkrisis von 1889 ihren Anfang mit Harnacks Berufung genommen hat. Die Stellung Kögels, der damals das Gutachten des Ev. Oberkirchenrats abgefaßt hatte, wurde benutzt, um die Hofprediger als intolerante Heißsporne hinzustellen. So ist die mittelparteiliche Intrigue eingefädelt und zum Siege geführt. Daß die Hofprediger Recht hatten, ist durch D. Harnacks Angriff auf das Apostolikum und durch das „Wesen des Christentums" doppelt bestätigt. Aber die mittelparteiliche Herrschaft in der Kirche ist geblieben. Man kann sich nur wundern, daß die kirchenpolitischen Parteien der Rechten damit so überaus einverstanden und zufrieden sind.

— (**Belgien.**) Der Strom der ausziehenden Kongregationen Frankreichs hat Belgien erreicht und in Schrecken gesetzt, denn bei 2221 Klöstern mit 37 684 Bewohnern hat das Land dieses Segens genug, zumal in den Händen der Orden 1035 346 000 Frcs. bewegliches und unbewegliches Vermögen sind. Dabei hat eine Kammerdebatte ergeben, daß von 1 053 854 schulpflichtigen Kindern 160 000 ohne Unterricht aufwachsen, 20 % der ausgehobenen Rekruten erwiesen sich als Analphabeten! O wie notwendig ist's, daß auch wir der römischen Kirche allen Einfluß gestatten, den sie haben will und was wird noch aus Deutschland werden, wenn es die lieben Jesuiten wieder hat. (Nach der Chr. d. christl. Welt.)

— (**Spanien.**) Nach Angaben der Frankfurter Zeitung ist es möglich, sich ein Bild zu machen, welcher „Segen" mit der römischen Kirche auf Spanien ruht. Während das Kultusbudget Frankreichs bei 40 Millionen Einwohnern 2½ Millionen Frcs. aufweist, müssen 18 Millionen Spanier 5⅓ Millionen aufbringen. Die Gesamtausgabe für Priester, Orden, Kirchen, Klöster beläuft sich im Vorjahr auf 70 Millionen Pesetas (1 Peseta = 80 Pfg.). Die Rechtspflege braucht 12,3 Millionen und der Unterricht 10 Millionen!!

Vereine und Versammlungen.

Am 31. Januar, abends 6 Uhr, feiert der Berliner Hauptverein des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins im Friedrichstädtischen Gymnasium sein Jahresfest durch einen Fest-Gottesdienst, bei dem Prediger Haupt die Festpredigt halten und nach der Anfangsliturgie eine Kinderaufführung stattfinden wird. Nach dem Gottesdienst Nachversammlung im Tunnelsaal bei Kelles, Köpenickerstraße 96. Vortrag Pfarrer Dr. Munzinger, früher Missionar in Japan (Ostasien und das Christentum). Begrüßung durch Pfarrer Dr. Kirmß. Schlußwort des Präsidenten lic. Dr. Kind.

Aufruf.

Nach dem Heimgang D. Arndts entstand unter seinen Freunden der Plan, sein Gedächtnis in besonderer Weise zu ehren. Am besten ehrt man einen Toten dadurch, daß man weiter arbeitet in seinem Geiste und an seinem Werke. Unser entschlafener Freund hat mit der ganzen Wärme seines Herzens, mit dem ganzen Reichtum seines Geistes an unserem Missionswerk in Japan und China gearbeitet. So wollen wir das unsere thun, daß sein Name auf diesem Arbeitsfeld in weiter Ferne ein Segen bleibe und gutes schaffe. Wir bitten alle Freunde des Heimgegangenen, alle Freunde unseres Missionswerkes um Gaben zur Begründung einer

Arndt-Stiftung.

Der Ertrag der Sammlung soll dem Zentralvorstand des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zur Verfügung gestellt werden mit der Maßgabe, daß er insonderheit zur **Förderung praktischer christlicher Liebesarbeit in Japan und China** verwendet werde.

Dem Heimgegangenen lag diese Seite der Missionsarbeit besonders am Herzen. Wir haben in Japan und China Schulen, in denen die Kinder ebenso im Wissen wie im Glauben des Abendlandes unterrichtet werden. Wir haben in unserer deutschen Kolonie in Tsingtau ein Hospital errichtet, in welchem unter der Leitung eines tüchtigen deutschen Arztes die Kranken gepflegt werden. Diese und ähnliche Einrichtungen praktischer Missionsarbeit kräftig zu fördern, würde ganz besonders im Geiste unseres Freundes sein. Wir haben an seinem Grabe gelobt, mit doppeltem Eifer an unserem Werke in der Heidenwelt zu arbeiten. Möge sein Name und sein Gedächtnis uns dabei helfen! Wir haben ihn mit Worten geehrt, ehren wir ihn nun auch durch die That!

Gaben für die Arndt-Stiftung sind an den Schatzmeister des Berliner Hauptvereins, Herrn Kgl. Seehandlungsbeamten Gold, Charlottenburg, Goltzstraße 12, zu senden.

Der Zentralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins:
Prediger Lic. Dr. Kind, Präsident.
Der Vorstand des Berliner Hauptvereins.
Der Vorstand des Berliner Missions-Frauen-Vereins.

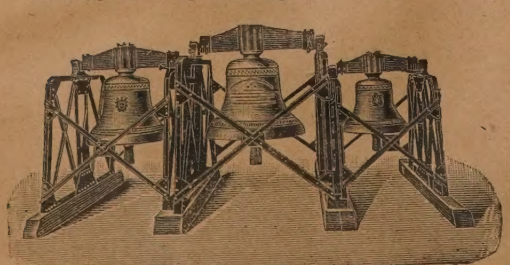
Meine
Hemden sind von No. 3089! (20 Mtr. für 8,70 Mk.) und die **Eltern** verwenden No. 3091! (20 Mtr. für 11,— Mk.) Zwei sehr gediegene Qualitäten! und **kaufen** Sie ebenso reell u. vorteilhaft jede andere Art Wäsche **bei**
Gustav Haacke
Riesengebirgs-Versandhaus
Landeshut i. Schl. No. 44.
Preisliste gern zu Diensten.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System;
über 1200 Anlagen ausgeführt.
H. von Bötticher, Hamburg VII.

Probe-Nummern des **Protestantenblattes**
werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
(Postzeitungspreisliste No. 6244 a.)
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Verlag von **Carl Schünemann**, Bremen.

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung.
bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Allerhöchste Auszeichn.
Berlin 219, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Bochumer Gussstahl-Glocken.



Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte**) billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —

Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Original SIEMENS Regenerativ KIRCHEN-GAS ÖFEN mit neuesten Verbesserungen. Friedr. Siemens DRESDEN A.G.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen-Hastedt und Pfarrer Schmeidler, Berlin SW, Friedrichstraße 213.
Druck von C. Schünemann, Bremen.